

LEBENDIGE KULTUR

LAURENZ SZABÓ

Warum fesselt uns moderne Menschen die Poesie wieder so sehr? Allerdings nicht mehr die frühere weltfremde, romantische Schäferlyrik, sondern die heutige, die uns statt rosenroter Illusionen die realen Lebensformen und -probleme zeichnet. Weil der moderne, geistig entwickelte Mensch erkannt hat, daß die romantische Dichtung das reale Leben nur verfälscht, nicht wirklich verschönert. Der Mensch braucht die Illusion, denn die Wirklichkeit ist zu arm, zu unbefriedigend. Aber diese Illusion soll aus der Wirklichkeit herauswachsen. Man soll die Natur als solche schön sehen können, nicht sie erst in ein lächerliches Schäferkleid stecken, oder mit romantischen Begriffen verhimmeln müssen. Nun sind wir aber durch diese romantische Erziehung immer noch zu stark beeinflusst: wir betrachten die Wirklichkeit als das Minderwertigere, weil sie an die kulturell höhere Illusion nicht heranreicht.

Gewiß, sie reicht nicht heran, denn Illusion ist eben Ideal. Aber gerade darum darf man nicht in die Traumwelt der Illusion flüchten und die Wirklichkeit verachten, links liegen lassen, wie die früheren Lyriker. Im Gegenteil: man muß dahin wirken, das reale Leben zu einem möglichst hohen Grad der Vollendung zu entwickeln. Dies ist die Aufgabe des modernen Dichters. Laurenz Szabó wuchs an der Seite seines Vaters bei der Eisenbahn auf. Im vorbeibrausenden Zug fand er das Sinnbild wirklichen Lebens: die Realität der Technik und Bewegung und die Illusion der Ferne, der ungebundenen Phantasieöglichkeiten. Aber ob es nun ein gewaltiger Expresß ist oder ein schleicher Personenzug: sie alle müssen auf Schienen gehen, einen vorgezeichneten Weg. Versuchten sie auszubrechen, dann entgleisen sie, vernichten sich selbst. Ebenso von außen bestimmt sind Abgangs- und Endstation: Geburt und Tod. Schicksal und Gesellschaftsnormen bestimmen also ebenso zwangsläufig unsere Lebensbahn, pressen uns in eine Form, auf einen bestimmten Weg. Unser expansionslustiges, eigenwilliges Ich — unsere Individualität — bleibt also eingesperrt, kann nur Triebmotor sein.

Nun empfindet ja jeder von uns diese Einengung seitens äußerer Mächte schmerzlich. Und es ist nur zu verständlich, daß die differenzierte Persönlichkeit des Dichters Menschen so stark darunter leidet, daß er gern in die Illusion, die Abkehr von der Wirklichkeit, flüchtet. Der Dichter hat aber auch eine Mission. Er muß dafür ringen, die Wirklichkeit zu dem Ideal der Illusion emporzuheben. Dieses fast titanische Ringen können wir auch in den Gedichten Laurenz Szabós verfolgen. Er ist immer wie ein überhitzter Kessel. Der Wunsch nach Durchführung des erkannten Richtigen wird zu unerträglichem Qualerleben, „an dem er verbrennt“. Gleichzeitig aber empfindet er ebenso qualvoll seine Ohnmacht gegen den einengenden Zwang übermächtiger äußerer Kräfte. Diese Spannung aber zwischen innerer Expansionskraft und äußerem Druck, die im allgemeinen nur als dumpfes Gären empfunden wird, wird im Dichter so unerträglich stark, daß sie die Form sprengt. Aus der zerrissenen Seele quellen wie Blutstropfen seine Gedichte („In Qualen zu Qualen gebar mich die Mutter“). Und nun kommt es darauf an, ob sie zu weltabgewandter Illusion verdampfen, oder sich zu einer neuen Form verdichten: der Erkenntnis der Ursachen dieses dumpfen Gärens in uns und der daraus sich ergebenden Lösungsmöglichkeiten. Denn Wissen um die Ursachen eines Leidens ist schon halbe Heilung.

Dem Dichter bleibt das Trostmittel der Illusion, die er durch Nacherleben uns mitteilt. Aber diese vergeistigte Form wirklich-unwirklichen Schönheitslebens kann er in jeden armseligen „Wassertümpel“ zaubern. Denn das leidende Erkennen hat ihn über die Kleinlichkeiten des wirklichen Lebens erhoben und zu erhabenem Gott- und Naturerleben zurückgeführt. Andererseits aber auch die tiefe Verbundenheit und Gebundenheit zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft bewußter empfinden lassen. So wird der Dichter gerade aus dem stärksten subjektiven Erleben heraus zum menschlichsten Menschen, zum Mittler zwi-

schen Gott und der leidenden Menschheit.

Anton Wildgans hat die Mission des Dichters wohl am treffendsten in seiner Tragödie „Armut“ gezeichnet. Verzweifelt fragt der Sohn den sterbenden Vater: „Armut, Armut, was werd' ich durch dich?“, worauf der Vater antwortet:

*Ein Bettler, wenn du nur danach strebst,
Was andere haben und sind,
Ein Mensch, wenn du leidend erkennst,
Daß andere immer noch ärmer sind,
Ein Dichter, wenn du die Herzen wirbst,
Die sonst der Armut verschlossen sind,
Ein Heiland, wenn du für jene stirbst,
Die deine verstoßenen Brüder sind.*

So mußte auch Madáchs Adam in der „Tragödie des Menschen“ erst die bis ins Abstrakte gehende Vergeistigung, die Flucht ins Überirdische, erleben wollen. So mußte er erst erkennen, wie die Menschheit durch egoistisches Einzelgehen, ohne Gemeinschaftsgefühl, primitiv und vertiert wird. Dann erst fand er den Weg zu Gott und dem Leben zurück. So ist aber auch der Weg jedes erlesenen Menschen, also auch des Dichters.

Wie Adam aus dem Paradies, reißt sich auch der junge Laurenz Szabó von dem kritiklosen Illusionsparadies jugendlichen Überschwangs los in dem Gedicht: „Der Barbar“ (aus dem Gedichtzyklus: Erde, Wald und Gott, 1922):

*Philosophie, der Metaphysik wunderbarer Zauber
(wie schön Du locktest!) — erwies sich
schwächer doch
als unsrer Erde gärend Keimen...*

Er stürzt sich trotzig in die reale Welt, um seine eigene Schaffenskraft zu erproben, als Kraftgott „Kaliban“.

Aber auch Kaliban empfindet schon seine menschliche Schwäche: „Wie schäm' ich mich, daß ich, der Gott, vor einer Blume niederkniet.“ Wie Adam-Pharao sich aus seinem Machtgefühl zu der kleinen Paradiesblume Eva-Sklavin hinabgezogen fühlt. Diesen Kraftausch-Zyklus löst der Gedichtzyklus ab: „Licht, Licht, Licht“ (1925). Darin hat bereits Erfahrung den Hochflug gehemmt und nur die Sehnsucht, nach der Ferne besonders, klingt schmerzlich aus in den Gedichten: „Angekettete Boje“, „Nicht einmal dann, oder dann nur?“ Dies starke Wollen und Sehnen kann sich nicht abfinden. Der Dichter revoltiert. Wie Adam, der im Kampf für seine hohen Ideen immer wieder erliegt und sich doch wieder aufrichtet. Wie ein Samson, von neidischen Zwergmenschchen geschoren und zu Sklavenarbeit verurteilt, doch wieder Kalibankräfte in sich empfindet. Ein „Ragusaer Oleander“ symbolisiert dieses Empfinden: Wie verzweigt im ungünstigen Klima des Nordens, wie mächtig entfaltet unter dem warmen Kuß südlicher Sonne.

Und er läßt sich auch nicht durch die Treitmühle des Lebens erdrücken. Er wird kein ins Schicksal ergebener, im Staub erstickter Sklave. Er schreit das Unrecht versklavter und die blutige Schmach versklavender Menschheit hinaus in seinem Zyklus: „Satan's Meisterwerke“ (1926):

*Sieh doch um Dich: das Augenlicht
Stiehlt man Dir weg unter der Stirn,
Der Sehnsucht feurig-frischen Drang
Nimmt man als Zugpferd für die vornehme Kalesche,
Dein warmes Herz benützt man frech,
Um sich den Schuh damit zu sohlen,
Und aus der Not, dem Jammer Deines
Seins
Baut sich wer andrer goldene Paläste...
(aus Gift, Revolver).*

Oder in: „Ein Auto fährt zur Oper“. Bis er schließlich in den Verzweiflungsruf ausbricht: „Glücklich, den Schnapsrausch verdummt, glücklich, den Schönheit verblendet...“, aber „Weh Dir, Gottes sehendem Sohn!“

Diese bitteren Erfahrungen steigern seine Zerrissenheit. Offen lehnt er sich auf gegen die Welt, die Gemeinschaft, die die Individualität knechtet, einsperrt und überdies in Not und Elend preßt. Darum verteidigt, vergöttlicht er das Individuum in seinem Zyklus: „Du und die Welt“ (1932).

Aber er wäre kein Dichter, wenn ihm dieser Individualkult genügen würde!

Auch Adam findet weder in den egoistischen Lustorgien der Romszene, noch in der Ichversponnenheit des Keplerdaseins Ruhe und Befriedigung. Er muß hinaus in den Kampf für die soziale Befreiung der versklavten Menschheit durch die Lehre von der gleichmachenden Bruderliebe des Christentums, er ringt um die geistige Befreiung der despotisierten Menschheit in der französischen Revolution. So ringt auch Laurenz Szabó für die Befreiung der unterdrückten Individualrechte. Gleichzeitig muß aber der Dichter empfinden, daß eine Freigabe der egoistischen Individualtriebe und das damit verbundene Sichgenügen jede höhere Entwicklung unterbinden würde. Darum klingt auch selbst in diesen Ichkult das Gemeinschaftsgefühl durch: „Das Große ist auch nur viele Kleine...“ und „nicht um mich selbst, um jedermann beweine ich das Alleinsein...“

Der krassste Ausbruch dieser egozentrischen Einstellung ist sein Wunschtraumgedicht: „Alles um Nichts“. Er stellt darin an die Frau die grausame Forderung ich-ausgelöschter Liebe. Aber das bedeutet eine Unterdrückung der Individualität des Partners, also eine Selbstwiderlegung. Natürlich, die Revoite gegen die Vergewaltigung der Individualität durch die Welt ist so aussichtslos, daß der Dichter Ausgleich wünscht: Welt und Ich stehen einander feindlich gegenüber. Wer hat recht? „Ich oder Ihr, einer von uns ist krank.“ Und: „Wenn ich immer nur verstehe, wo bleib dann ich?“ — rechnet er mit ihr. Aber der ethische Zwang des Dichtertums ist stärker. Er muß verstehen, muß sein Ich der Gemeinschaft opfern. So wünscht eben der doppelte Mensch in ihm zum Ausgleich die ich-ausgelöschte Liebe eines anderen Menschen. Aber das ist die Tragödie des Dichters: würde für den leidenden Menschen solch eine ichlose Frau Erlösung bedeuten, kann sie dem komplizierten Dichter nicht genügen. Dieser braucht eine ebenso komplizierte Frau, die sein Künstlerschaffen verstehen kann. Beides vereinigt gibt es aber nicht in der Frau.

Es gibt eben kein: Gemeinschaft oder Individuum, sondern nur ein: Gemeinschaft und Individuum. Aber die Gemeinschaft ist voller Fehler und Sünden gegen das Individuum. Und der empfindliche Dichter kann sich eben nicht einfügen, er muß kämpfen. Dieses seelische Ringen zwischen Einfügenwollen und Auflehnung bringt er in seinem Gedicht zum Ausdruck: „An die Jugend“: „Ich fügte mich, aber du murrst, verwahrst Dich!“ Wie Adam, reißt auch ihn der „Lichtträger“ Geist, der Luzifer, aus dem Paradies unbewußter Gedankenlosigkeit in die Hölle des Lebens, durch das Fegefeuer bitterster Erkenntnisse. Und doch vermag er seine „wachsamen, murrende Seele“ nicht zur Ruhe zu bringen: „Leide nur, weine nur, Weinen ist Waffe...“ gegen das Leben, „das stehlen will“...

Aber dieser Kampf mit sich, gegen sich, kann nicht ins Unendliche gehn. Sonst hätte er sich wirklich „erhängen“ müssen. Darum schloß er mit sich, mit der Welt einen „Sonderfrieden“ (s. Zyklus, 1936). Kampf und Ekel wurden gesetzter, vernunftmäßiger. Es gelang ihm dies um so eher, als er ja junge Menschen geschaffen hatte, seine Kinder, auf deren Schultern er die Last des Kampfes um Befreiung und Erhöhung der Menschheit weiter abwälzen konnte. Ohne aber selbst je die Bitterkeit zu verwinden, die „die verpatzte Weltmaschinerie“ in ihm ausgelöst hatte:

*Ich glaubte einst, man könnt' die Welt
[verbessern,
Ich glaubte einst, daß Wortgewalt oder
[auch nur Gewalt etwas vermöchte,
Und daß das Leben, wenn unsrer viele
[wollten, sich ändern könnt'...*

Aber dieser Bitterkeit steht bereits die neue Erkenntnis gegenüber, daß sein Werk, wenn auch nur schrittweise, so doch weitergeht, der Vervollkommnung zu. Und trug er auch unerträglich schwer an der Last dieser Weltverbesserung, so hatte er auch als Entgelt unvergleichlich tieferes Empfinden des Schönen. Um bloß einige solcher Gedichte zu nennen, in denen das frohe, tiefe Gott-, Natur- und Heimatsempfinden aufklingt: „Eine Viertelstunde zwischen Gott und Büro“, „Heuwagen“, „Amseln am Frühwagen“, „Grillen in Mostar“, „Sonntag“, „Des Waldes Söhne“ usw.

Vor allem aber hat Laurenz Szabó bei seinen Kindern, namentlich bei seinem Söhnchen Lóci, tief, tief in den Triebmotor unserer Seele geschaut. Diese Lóci Gedichte sind voller Erkenntnisse, vor allem, wie sich der Haß und seine Reaktionen aus der Schwäche und Unterdrückung entwickeln. Und wie er seinen Sohn hoch, hoch emporhob, sich Riese fühlen ließ, um ihn seine Kleinheit und Ohnmacht vergessen zu lassen (Lóci wird Riese), so muß man auch die Menschen in ihren Schwächen aufrichten, um den Krankheitskeim des Hasses zu ersticken. Die Erkenntnisse an dem kleinen erwachenden Menschen und insbesondere Lócis Mut zu offenem Aufbruch gaben ihm den Glauben an die Zukunft wieder:

*Auf einmal tat sich auf vor mir
Der Weg zu freier, großer, un-
glaubter Zukunft...*

(Lócis Revolte).
Hermy Földváry